



Das Schönste zum *Schluss*

Vor seinem angekündigten Abschied als Chefdirigent des WDR Sinfonieorchesters hat **Jukka-Pekka Saraste** seinen ersten Beethoven-Zyklus dirigiert. Nun erscheinen die Mitschnitte.

Von Arnt Cobbers

Er habe als typischer Finne angefangen, aber inzwischen sei er ein echter Kölner, meint die Pressefrau des WDR-Orchesters, die sich klar als Saraste-Fan bekennt. Der 62-jährige Finne ist seit vielen Jahren einer der großen Namen der Dirigentenszene. Aber einer der stillen. Auch im Interview im Dirigentenzimmer der Kölner Philharmonie sitzt er zunächst freundlich, aber skeptisch ganz in der Ecke der Sitzgruppe, erst allmählich öffnet er sich. Saraste spricht gut Deutsch, wechselt aber doch schnell ins Englische.

Herr Saraste, warum haben Sie nun einen Beethoven-Zyklus dirigiert?

Die Beethoven-Sinfonien sind die Basis der Orchesterkultur, jede Zusammenarbeit zwischen Dirigent und Orchester muss dazu ein Statement abgeben. Deshalb haben wir gleich zu Beginn, als ich nach Köln gekommen war, Beethoven gespielt. Nun fühlten wir uns reif für einen Zyklus.

War es Ihr erster Beethoven-Zyklus?

Ja, und auch der erste des Orchesters. Ich hatte das Gefühl, es sei jetzt der richtige Zeitpunkt, meine Sicht der Sinfonien darzustellen. Mich haben ganz unterschiedliche Lesarten inspiriert.

Es war eine hochinteressante Zeit, als Leute wie Norrington, Gardiner oder Harnoncourt ihren Beethoven gemacht haben – ich bin noch aufgewachsen mit Karajan und Kleiber. Beethoven hat eine ziemlich Achterbahnfahrt hinter sich – von der Romantik zur Ultraklassik, und jetzt macht jeder seine eigene Synthese. Man kann sich Beethoven inzwischen subjektiv und emotional nähern, man muss keinen stilreinen „Schul-Beethoven“ oder sowas liefern. Wenn man mich fragt, warum ein sozusagen romantisches Orchester Beethoven spielt, antworte ich: Sollen alle Pianisten Hammerklavier spielen? Es kommt nicht auf den Orchesterapparat an. Viel wichtiger sind das Feeling, Sachen wie Rubato, Atem, Phrasierung, Kontraste usw. Da muss und kann jeder seinen eigenen Weg finden.

Oft hört man in den modernen Orchestern alte Paukenschlegel und alte Trompeten. Warum bei Ihnen nicht?

Ich halte nichts davon, in den modernen Orchesterapparat plötzlich Elemente aus der Vergangenheit zu bringen. Das wirkt künstlich.

Sie haben die Sinfonien oft dirigiert. Macht es einen Unterschied, sie nun als Zyklus zu machen?

O ja. Die Biografie von Jan Swafford hat mich sehr inspiriert – das ist ein sehr gutes Buch. Gemeinsam mit dem Orchester solch eine chronologische Reise durch das Leben Beethovens zu unternehmen und zu überlegen, was da passiert ist in seinem Leben und seinem Denken, das alles in Beziehung zu setzen

auch zu den politischen Geschehnissen und den philosophischen Tendenzen seiner Zeit – das ist hochinteressant. Man denkt viel stärker historisch.

Wie hat das konkret Ihre Interpretation beeinflusst?

Ich habe immer diese zwei Seiten bei Beethoven gespürt. Das ist sehr wichtig, um ihn zu verstehen. Am einen Tag war er total unmöglich und aggressiv, und am nächsten Tag sehr feinfühlig – er war extrem in seiner Persönlichkeit. Das finde ich mehr und mehr auch in seinen Sinfonien. Und die politische Lage damals, die Ideen der Aufklärung, seine Besessenheit für dieses Schiller-Gedicht, das er unbedingt in Musik setzen wollte – und er war ja bis zuletzt nicht überzeugt, dass

Das ändert sich jeden Tag. Welche mich immer begeistert, ist die Siebte. Die ist wie eine unglaubliche Reise, wenn man sie im Konzert dirigiert. Die „Eroica“ ist natürlich großartig in ihrer Form. Aber am meisten hat mich schon als Kind der erste Satz der Neunten gepackt. Als ich den gehört habe, wollte ich unbedingt die Partitur lesen. Mit 12, 13 habe ich mir diese kleinen Motive angeguckt und wie er daraus dieses riesige Werk und diese enorme Spannung aufbaut. Ich denke, das ist wirklich die Basis, die Beethoven der Nachwelt mitgegeben hat – von diesem Satz aus geht es weiter. Als Finne weiß ich, wie Sibelius komponiert hat – das ist dieselbe Idee der sinfonischen Entwicklung und des Umgangs mit dem musikalischen Material. Das ist alles aus dem ersten Satz von Beethovens Neunter entwickelt.

„Mich fasziniert Musik, die mich körperlich und existenziell packt.“

ihm das geglückt war mit dem Finale der Neunten. Ich finde das sehr spannend, über diese Dinge nachzudenken.

Wie drückt sich das in der Interpretation aus?

Ich habe zum Beispiel jetzt erst gelesen, was Czerny über Beethovens Klavierspiel gesagt hat, dass er viel Legato und Rubato wollte und dass es nicht nur ein Tempo für einen Satz gibt, sondern viele Nuancen des Tempos und Richtungen. Das habe ich immer schon gedacht, aber es ist schön, das jetzt quasi bestätigt zu bekommen.

Führt ein Zyklus nicht dazu, dass man schwächere Werke mitzieht? Gerade die Achte wird allein sehr selten aufgeführt.

Als ihm jemand sagte, die Achte sei nicht so typisch Beethoven wie die anderen, sagte er: Stimmt – weil sie so viel besser ist. Es ist eine unglaublich originelle Sinfonie, sehr fordernd fürs Orchester. Und das Eröffnungsthema ist eines der innovativsten und frischesten überhaupt.

Haben Sie eine Lieblingssinfonie unter den neun?

Fast alle Dirigenten antworten auf die Fragen nach ihrem Lieblingswerk: das Stück, das ich als nächstes dirigiere. Es gibt eine Übereinkunft, die Werke der „großen“ Komponisten großartig zu finden. „Geschmack“ spielt in der Klassik keine Rolle.

Mich fasziniert Musik, die mich körperlich und existenziell packt. Wie sie geschrieben ist und welchen historischen Wert sie hat, ist zweitrangig. Und ich finde schon, dass Beethovens Musik wie kaum eine andere die Emotionen der Zuhörer manipuliert.

Warum steht er über allen anderen Sinfonikern?

Ich denke, wegen seiner Persönlichkeit und seiner Willensstärke. Beethoven ist eine merkwürdige Kombination von Humanismus, Willenskraft und Individualismus. Hinter seinen Meisterwerken spürt man diese unglaubliche Persönlichkeit. Er ist vielleicht charakterlich die interessanteste Persönlichkeit, die es je gab in der Musik. Diese heroische Größe, aber auch die Taubheit und das Scheitern in seinen Liebesgeschichten, die er so sehr wollte. Man spürt die Größe und die Kleinheit in seiner Person – ähnlich wie bei Bruckner. In dessen Musik gibt es auch diese Gleichzeitigkeit von enormer Demut und unglaublicher Stärke. Bei Wagner dagegen ist alles immer nur groß. Gerade diese Vieldeutigkeit ist es, die Komponisten interessant macht.

Aktuelle CD



Beethoven:
Sinfonien
Nr. 4 und 5;
WDR Sinfonieorchester,
Jukka-Pekka
Saraste (2017);
Profil Edition
Günter Hänssler

Warum werden so oft sämtliche Sinfonien von wenigen Komponisten aufs Programm gesetzt – und von Leuten wie Alfén, Raff oder Diepenbrock hört man nie auch nur eine Sinfonie?

Ich glaube, das Publikum will bestimmten Linien folgen. Und auch die Musiker lieben Zyklen. Ich stimme hundertprozentig zu, dass die Programme mehr Risiko zeigen sollten. Aber wenn man Beethoven mit seinen Zeitgenossen kombiniert, dann spürt man erst recht seine Größe.

Warum ist der Unterschied zwischen den wenigen „großen“ und den vielen „kleinen“ Komponisten so groß?

Darüber habe ich oft nachgedacht. Viele Komponisten haben sich und ihre Werke nicht weiterentwickelt. Vielleicht weil sie nicht genug gewürdigt wurden, oder auch weil ihnen die Willenskraft fehlte. Es gehört ein starker Wille dazu, sich ein Werk noch einmal vorzunehmen, um es besser zu machen. Es gibt einige potenziell gute Sinfonien, an denen man noch ein bisschen arbeiten müsste, damit sie kohärent und wirklich gut würden.

Ist es so schwer, eine Sinfonie zu schreiben, dass sich das Genie da vom Durchschnitt besonders abhebt?

Wahrscheinlich. In den lockereren Formen gibt es viele Komponisten, die großartige Werke geschrieben haben. Aber die Sinfonie stellt andere Anforderungen. Und vermutlich hatten alle Komponisten großen Respekt vor diesem Format.

Der Kanon ist sehr klein, alle anderen Sinfonien sind verschwunden.

Diese Evaluation der Größe ist eine merkwürdige Sache. Manchmal wird eine Sinfonie wiederentdeckt, man spielt sie ein paar Mal, dann verschwindet sie wieder.

Glauben Sie, Bernd Alois Zimmermann, Dutilleux oder Lindberg haben eine Chance, einmal in den Kanon der „Großen“ aufgenommen zu werden?

Das ist eine interessante Frage. Was erwarten die Leute von Musik? Wollen Sie etwas hören, was sie schon kennen? Lassen sie sich auf Neues ein? Oder ist es

wie im Museum? Man zieht immer den Vergleich zur modernen Kunst. Aber der Riesenunterschied ist: Im Museum können Sie selbst entscheiden, wie lange Sie vor einem Gemälde stehen bleiben. Wenn Sie ins Konzert gehen und eine moderne Sinfonie hören, dann müssen Sie ausharren. *(lacht)*

ist es Zeit zu gehen. Die Witze werden alt, wenn man sich zu lange kennt. Ich bin sehr glücklich mit dem Orchester, aber jetzt ist der richtige Zeitpunkt, getrennte Wege zu gehen. Man braucht immer wieder neue Impulse – das gilt für Orchester ebenso wie für Dirigenten. ■



Foto: PR

Ist Bernd Alois Zimmermann ein Großer?

Ja! Ich habe schon vor Jahren gesagt: Der kommt! Wie Ligeti. Das braucht seine Zeit. Wie bei Schönbergs Violinkonzert. Das klang früher sehr sperrig und akademisch. Aber wenn man einen guten Geiger hat, der das Stück und den Stil wirklich versteht und sich dadurch ausdrücken kann, ist das eines der effektivsten Violinkonzerte überhaupt. Ich bin sicher, man wird auch Bernd Alois Zimmermanns Musik in Zukunft häufiger hören.

Warum verlassen Sie Köln 2019?

Ich halte nichts von zu langen Kooperationen. Es muss ein Crescendo geben – und wenn man auf dem Höhepunkt ist,

Bevor er 2010 nach Köln kam, war Jukka-Pekka Saraste Chefdirigent des Finnischen RSO, des Toronto Symphony Orchestra und der Osloer Philharmoniker.